Landwirtschaft im Küsnachterberg
Von Bauernarbeit in früherer Zeit

Mit der «früheren Zeit» sind die Jahre vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg bis Anfang der fünfziger Jahre gemeint. Ich bin zwar nicht in einer Bauernfamilie aufgewachsen; aber mein Vater war Lehrer im Küsnachterberg, der in der damaligen Zeit noch stark bäuerlich geprägt war. Hier bekam ich direkt vor unserem Haus Anschauungsunterricht darüber, wie Landwirtschaft betrieben wurde. Ausserdem musste ich schon als Kind während der Sommer-Schulferien im eher kleinen Bauernbetrieb eines Onkels im Kaltenstein mithelfen, zusammen mit meiner älteren Schwester. Meine Eltern gingen mit dem guten Beispiel voran und halfen auch mit. Während des Weltkrieges musste ich auch den obligatorischen Landdienst leisten, wobei meine als Kind erworbenen landwirtschaftlichen Kenntnisse sehr nützlich waren. Doch davon später.

Bauernwerk im Zeichen der Handarbeit

Stellt man einen Vergleich an zwischen der Führung eines Bauernbetriebes von damals und heute, so mutet einen die damalige Art zu werken geradezu archaisch an. Viele Arbeiten wurden noch von Hand verrichtet. Es gab zwar schon einige landwirtschaftliche Maschinen, sehr einfache natürlich, aber längst nicht alle Bauern verfügten über den damals existierenden Maschinenpark. Fast alle besassen einen sogenannten Wender, mit dem Heu gekehrt werden konnte. Landwirte, die einen etwas grösseren Betrieb hatten, besassen schon eine Mähmaschine, eine Zettmaschine sowie einen Schwadenrechen, mit dem man das Heu – halb oder ganz trocken – zu Mahden zusammenrechen konnte. «Mähdlen» nannte man das.

Vor diese Maschinen wurde ein Zugpferd gespannt. Aber noch längst nicht alle Bauern hatten Pferde. Fehlten diese, so wurden Kühe zum Ziehen eingesetzt. Das galt auch für voll beladene Heuwagen! Die logische Folge davon war, dass die Kühe weniger Milch gaben.

Traktoren gab es kaum. Die ersten Traktoren kamen um 1935/38 zum Einsatz. Es waren bescheidene Fahrzeuge im Vergleich mit den heutigen Riesengefährten. (Kürzlich las ich, die Zahl der Traktoren mit über 100 PS habe sich seit 1990 verfünffacht!) Im Küsnachterberg konnten sich nur Bauern mit für damalige Zeiten grossen Betrieben Traktoren leisten.

Bewirtschaftung der Wiesen

Die Arbeit auf den Wiesen spielte sich ungefähr nach folgendem Schema ab: Sobald im Frühjahr das Gras etwas gewachsen war, führte man die Kühe auf die Weide, oder es wurde geschnitten und als Frischfutter für die Kühe eingebracht. Wurde das Gras in kleineren Mengen in der näheren Umgebung von Haus und Stall gemäht, holte man es oft auch mit einer sogenannten Grasbähre heim. Das war ein einrädriges Fahrzeug mit zwei Handgriffen, das wie ein Schubkarren gestossen werden konnte, eine etwas wacklige Sache, bei der man immer aufpassen musste, dass das Gefährt, einmal beladen, nicht ins Kippen kam.

Früh im Jahr wurde der Mist im Mistwagen auf die Wiesen geführt und dort verteilt.

Gefährliches frisches Gras

Verfütterte man den Kühen frisches Gras, so musste darauf geachtet werden, dass man ihnen zuerst etwas Heu zum Fressen gab. Wurde dies unterlassen, so konnte die Aufnahme von frischem Gras in grösseren Mengen zu gefährlichen Blähungen führen. Ab und zu geschah dies trotz aller Vorsicht doch. Man sagte dann: «D Chue hät d Völli». Die Kuh musste dann sofort «gestochen» werden, um die gefährlichen Gase abzulassen. Diesen Eingriff musste der Bauer meistens selber vornehmen. Der Tierarzt konnte kaum rechtzeitig erreicht werden, denn Telephone gab es auch noch nicht in jedem Haus. Konnte die Kuh nicht gerettet werden, so war deren Fleisch nicht mehr «bankwürdig», d. h., es konnte nicht mehr verkauft werden.

Mähen, Zetteln, Schöcheln

Je nach Witterung erfolgte der erste Grasschnitt in der ersten Junihälfte. War das Wetter im Frühjahr sehr gut und «wüchsig», so konnte damit schon in der letzten Maiwoche begonnen werden. Das Gras wurde immer zu Heu getrocknet. Silage kannte man noch nicht. Wer keine Mähmaschine hatte, musste das Gras mit der Sense mähen. Während des Mähens musste die Sense öfters gewetzt werden. Das geschah mit einem Wetzstein. Dieser befand sich in einem Gefäss, das etwas Wasser enthielt und das sich der Mäher mit einem Gurt vor den Bauch hängte. Vor dem Mähen musste die Sense gedengelt werden, um Scharten – Unebenheiten in der Schneide – auszumerzen. Die Grasmahden wurden von Hand, allenfalls mit einer Zettmaschine, gezettelt und gleichmässig auf der Wiese verteilt. Gras, das unter Bäumen lag (damals gab es noch in fast allen Wiesen Hochstammobstbäume), wurde an

besonnte Stellen getragen und dort gezettelt. Bis zum frühen Nachmittag wurde es zum Antrocknen liegengelassen. Mitte Nachmittag wurde es gewendet, entweder mit dem Wender oder von Hand mit einer Gabel. Bis am frühen Abend blieb es so liegen. Etwas später wurde noch «geschöchelt», d. h. es wurden runde Heuhaufen gemacht.

Das Heufuder

Am folgenden Tag – vorausgesetzt, das Wetter war trocken – wurden die «Schöchli» gezettelt. Bis zum frühen Nachmittag blieb das Heu wieder liegen, dann wurde nochmals gewendet. Mitte Nachmittag wurde es mit dem schweren Schlepprechen zu grossen, breiten Mahden zusammengerecht. Mit speziellen Ladegabeln (sie hatten vier extra lange Zinken) wurde nun das Heu auf einen vorn und hinten mit Gattern versehenen Wagen geladen. Auf diesem Wagen stand ein Mann oder auch eine kräftige Frau. Diese Person musste dafür sorgen, dass das Heu gleichmässig verteilt wurde, damit das Fuder auf der Heimfahrt auf holprigen Feldwegen nicht ins Kippen kommen konnte. War der Wagen voll beladen, so wurde in der Längsrichtung der Bindbaum mit einem Durchmesser von 10–12 Zentimetern, in der Mundart «Wischpe» genannt, über das Heu gelegt und mit einem dicken Seil, das durch das vordere und hintere Gatter lief, so stark wie möglich und mit Hilfe einer Drehvorrichtung aus Holz, die unterhalb des Gatters angebracht war, angezogen.

Emden

Je nachdem, wieviel Gras der Bauer gemäht hatte, gab es noch ein zweites oder sogar ein drittes Fuder. Ein paar Wochen später erfolgte dann der zweite Grasschnitt. Dieses Gras stand nicht mehr so üppig wie jenes vor dem ersten Schnitt. Es war viel feiner. Getrocknet nannte man es Emd. Bei guten Wetterbedingungen während des Sommers konnte eventuell ein dritter Schnitt gegen Ende August/Anfang September gemacht werden. Heute werden bis zu fünf Schnitte gemacht. Im Frühherbst gab es keine Möglichkeit mehr, Gras zu trocknen. Deshalb führte man die Kühe nochmals auf die Weide oder schnitt das Gras nochmals und brachte es als Frischfutter ein.

Düngen

Die Wiesen wurden im Vergleich zu heute spärlich gedüngt. Kunstdünger kannte man kaum. Üblich war das Düngen mit Jauche und Mist. Meist erfolgte nur eine einzige Düngung zwischen den verschiedenen Grasschnitten. Die Jauche wurde noch mit Holzfässern von ovalem Querschnitt, die auf einem Wagenuntergestell montiert waren, auf die Wiesen geführt. Die Verteilvorrichtung wirkte nur in einem relativ schmalen Bereich. Mist wurde mit dem Mistwagen, der hinten und auf der Seite mit kippbaren Bretterwänden versehen war, auf die Wiesen geführt, dort in einzelnen Haufen abgeladen und mit der Gabel über die Wiese verteilt.

Ackerbau

Auch der Getreideanbau und die Getreideernte mussten noch mit viel Handarbeit erledigt werden. Angepflanzt wurden Weizen, Roggen, Gerste und Hafer. Mais und Raps kannte man noch nicht. Die Aussaat wurde von Hand gemacht. Bauern, die keine Mähmaschinen

Getreideernte im Hochsommer – reine Handarbeit! – Mitte der dreissiger Jahre im Küsnachterberg.

hatten, schnitten das Getreide mit der Sense («Sägisse»). Weizen und Roggen waren noch langhalmig. Gross war daher die Gefahr des Knickens bei kräftigem Wind und starkem Regen. Grössere Flächen wurden einfach zu Boden gedrückt; die Kornfelder sahen wüst aus nach solchen Ereignissen.

Das Mähgut musste von Hand aufgenommen und zu Bündeln gebunden werden. Konnte das Korn nicht sofort eingebracht werden, wurden grössere Garben gemacht und auf dem Acker aufgestellt. Eine besonders dicke Garbe bildete die Mitte; drei weitere wurden im Kreis gegen diese gestellt und allenfalls noch eine weitere quer oben darüber gelegt. Für das Beladen der Erntewagen benötigte man Holzgabeln mit langen Zinken.

Während der arbeitsintensiven Zeit – Heuet, Emdet, Getreideernte – wurden Tagelöhner angestellt. Diese Leute sprachen direkt auf den Bauernbetrieben vor, um nach Arbeit zu fragen. Sie wussten, dass sie so lange bleiben konnten, wie es genügend Arbeit gab; mündliche Absprache genügte. Nebst Kost und Logis erhielten sie wohl nur einen kleinen Barlohn.

Der Anbau von Kartoffeln war ebenfalls mit viel Handarbeit verbunden. Sie mussten von Hand gesteckt werden. Gehäufelt wurde mit einem kleinen Pflug, vor den ein Pferd gespannt wurde. Wer keine solchen Hilfen hatte, musste von Hand mit einer Hacke, «Haue» genannt, häufeln. Ohne diese Hilfen wurde auch das Ernten zur Handarbeit. Die Kartoffeln wurden mit der Hacke ausgegraben. In jedem Falle aber mussten sie von Hand zusammengelesen und in Jutesäcke verpackt werden.

Die Arbeiten bei der Getreideernte und beim Pflanzen und Ernten der Kartoffeln waren mit viel Bücken verbunden. Nach getaner Arbeit schmerzten wohl einige Rücken.

Obstbau

Von Niederstamm-Obstbäumen wusste man früher auch noch nichts. Hochstammbäume waren üblich, die praktisch in jeder Wiese standen. Zwetschgen-, Pflaumen-, Kirsch- und Nussbäume standen eher in unmittelbarer Nähe des Bauernhofes. In den weiter entfernten

Die Runkelernte im Herbst wurde im Wagen zweispännig und en famille vom Acker zum Hof geführt.

Wiesen befanden sich Mostbirnen- und Apfelbäume. Gängige Mostbirnensorten waren Thurgi-, Sträuler-, Teilers-, Gelb- und Grünmöstler- sowie Chugelibirnen. Bekannte Apfelsorten waren: Klaraäpfel (bereits Juli/August reif), Gravensteiner, Bernerrosen, Stäfnerrosen, Ananasreinetten, auch Zitronenäpfel genannt, Silberreinetten, Boskoop, Sauergrauech, Usteräpfel, Lederäpfel. Eine Schädlingsbekämpfung wie heute war unbekannt. So kam es immer wieder mal vor, dass man halt in einen Apfel biss, in dem ein Wurm hauste. Entdeckte man den Wurm rechtzeitig, war's gut; andernfalls verschluckte man ihn unbewusst. Geschadet hat's jedenfalls nichts.

Viehhaltung

Nach heutigen Kenntnissen muss man wohl sagen, dass die Viehhaltung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts viel zu wünschen übrig liess. Die Ställe waren dunkel und niedrig, in der Regel mit zwei Türen und mit zwei kleinen (meist verdreckten) Fenstern versehen. Die Belüftung war äusserst mangelhaft, die Luft daher stickig, ein wunderbares Tummelfeld für Fliegen. Rückblickend denke ich, dass die Sauberkeit in diesen Ställen eher zweifelhaft war.

Auch zur Hygiene beim Melken und im Umgang mit der Milch muss man eher ein Fragezeichen setzen. Melkmaschinen waren noch gänzlich unbekannt; die Kühe mussten von Hand gemolken werden. Die Bauern mussten die Milch morgens und abends selber in einer Tanse zu einer Sammelstelle – «i d Hütte gaa» hiess das – bringen. Die durchschnittliche Milchleistung einer Kuh betrug etwa 10–15 Liter. Anfang der 1930er Jahre war auch der Milchpreis sehr tief.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Wenigstens hier hat der Wandel, der im Laufe der Zeit in der Viehhaltung und in Bezug auf Stall- und Milchhygiene eingesetzt hat, viel Gutes gebracht.

Landwirtschaft – gestern und heute

Wie ersichtlich, wurde Landwirtschaft damals extensiv betrieben, und damit – ohne dass man sich darüber gross Gedanken gemacht hätte – schonte man Natur und Böden. Dieser sorgfältige Umgang mit der Natur bescherte uns im Frühsommer die bunten Blumenwiesen und eine Vielfalt an Insekten, Schmetterlingen und Vögeln. Letztere erfreuten uns im Frühling nicht nur mit ihrem Gesang, sondern betätigten sich als eifrige und nützliche Vertilger von Mücken, Fliegen und anderem Ungeziefer.

Heute ist alles anders. Äcker und Wiesen müssen das Maximum hergeben, damit sich Landwirtschaft noch einigermassen lohnt. Die Intensivierung der Nutzung war und ist mit verschiedenen Konsequenzen verbunden, deren Auswirkungen man erst im Verlaufe der Jahre erkannte. Mit den häufigen Grasschnitten – bis zu fünf zwischen April und Oktober – und einer demzufolge viel häufigeren Düngung sind die bunten Blumenwiesen verschwunden, mit ihnen auch Schmetterlinge und viele Insekten und mit letzteren auch die Vögel, denen ihre Nahrungsgrundlage entzogen wurde. An deren Stelle müssen nun Insektizide eingesetzt werden, also statt Natur Chemie.

Anmerkung

Im Rückblick auf die Zeit vor über fünfzig Jahren musste ich feststellen, dass ich mich an gewisse Dinge nicht mehr genau erinnern konnte. Ich habe daher Frau Hanna Steinemann-Wettstein (Hagenbuch) dazu befragt. Frau Steinemann ist zu jener Zeit auf einem mittleren Bauernbetrieb im Kaltenstein aufgewachsen und kennt die damaligen Verhältnisse aus eigener Erfahrung bestens. Sie konnte mir deshalb noch eine Reihe von Auskünften geben. Ich danke ihr auch an dieser Stelle herzlich für ihre Hilfe.

Dora Gut